



Rauhnächte

Von Sigrid Früh

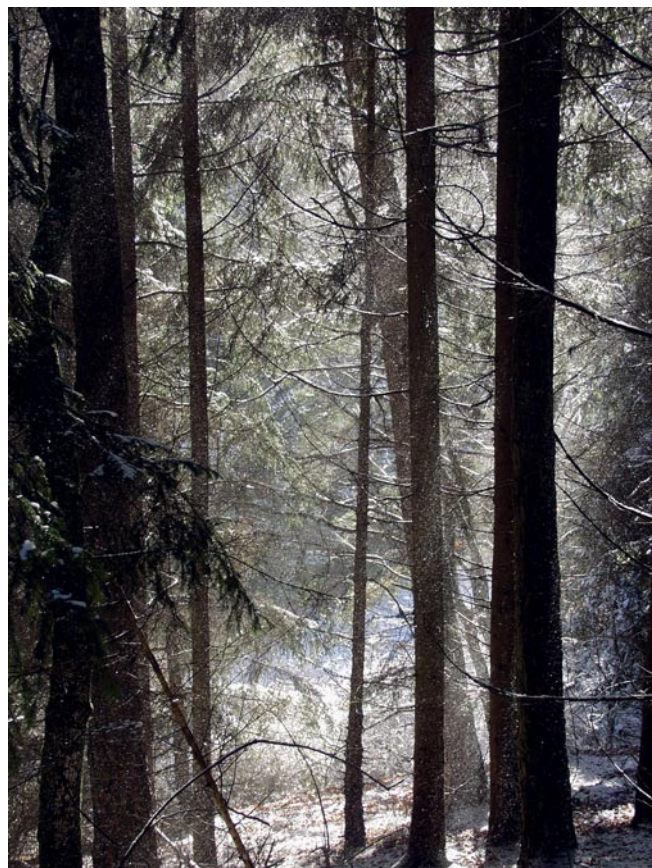
Die Rauhnächte oder Zwölften, wie die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag am 6. Januar auch genannt wird, ist eine Zeit der Geister und Seelen. Vielfältiges Brauchtum, Orakel, Magie und Aberglaube rankt sich um diese Tage und Nächte. Durch die Lüfte braust die Wilde Jagd, geführt vom Wilden Jäger, dem Wode und dringt in die Häuser, wenn Türen und Fenster nicht gut verschlossen sind. Versunkene Schlösser und Schätze steigen empor, Zwerge kommen zu Besuch und müssen bewirtet werden. Fremden Tieren ist in dieser Zeit nicht zu trauen, weil die Hexen oft ihre Gestalt annehmen.

Die Zeit der Sonnenvende, des Wechsels hat die Menschheit schon immer beeindruckt und beschäftigt. Schon in vorchristlicher Zeit wurde die Wintersonnenvende als Geburt der Sonne gefeiert. Diese Tatsache nutzten die christlichen Missionare für ihr Tun. Sie feierten die Geburt Christi (der historische Jesus von Nazareth kam nicht am 24.12. zur Welt) als die auf die Erde gekommene Sonne.

Diese Zeit des Wechsels war und ist eine Zeit des Kampfes des Lichts mit der Finsternis, des Guten mit dem Bösen. Und in Märchen und Sagen ist die Erlösung der verwunschenen Prinzessin oder das Ende der langen Suche oft nur in einer dieser besonderen Nächte möglich.

Perchta, Berchta oder Frau Holle sind aus dem deutschen Volksglauben nicht wegzudenken. Sie tritt schon lange in Erscheinung, bevor die Zwölften zu den zwölf Heiligen Nächten wurden. Der Tag der Frau Holle war ohnehin ein Festtag, denn hier endeten die gefährlichen Rauhnächte. Um sie zu besänftigen auf ihrem Zug und sie milde zu stimmen, stellte man Speisen auf das Dach des Hauses, denn Frau Holle fährt durch die Luft oder man deckt ihr einen Tisch. Die Mädchen tragen die Speisen ins Freie, wenn dabei ein Hund bellt, weiß das Mädchen, aus welcher Richtung ihr Zukünftiger kommt. Fleißige Spinnerinnen belohnt sie mit goldenen Flachsknoten, tüchtige Mägde finden Münzen in den Eimern; Gierige und Eigennützigte durchschaut sie aber und straft sie ab.

Am 6. Januar feiert die Kirche seit den ältesten Zeiten die Erscheinung des Herrn. Man gedachte dabei einzelner Vorgänge seines Lebens, bei denen seine Gottessohnschaft in besonderem Glanze hervortrat: seine menschliche Geburt, die Huldigung der drei Magier aus dem Morgenland, die Taufe im Jordan und das Wunder zu Kanaa. Bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts beging man in Rom noch den 6. Januar als Geburtstag Jesu. Nach der Verlegung des Ge-





burtstagsfestes blieb im Abendland die Huldigung der Magier das wesentliche Ereignis des 6. Januar. Der Volksmund in Deutschland und anderswo redet aber nicht von Magier, sondern immer von den Heiligen Drei Königen. Diese kommen allerdings erst im zwölften Jahrhundert recht zur Geltung, nachdem ihre vermeintlichen Reliquien aus Mailand nach Köln gebracht wurden.

Frau Holles Wagen

Es war einmal ein armes Ehepaar, dem wurde kurz vor Weihnachten ein Kind geboren. Der Mann ging am Morgen des Heiligen Abends hinaus in den Wald, um Holz zu hauen. Wie er nun auf dem Heimweg war, wurde er von der Nacht überrascht.

Als er an sein Zuhause dachte, an seine Frau und das neugeborene Kind, stieß er wie von ungefähr mit dem linken Fuß an eine Knolle, die unter dem Schnee verborgen lag. Als bald erhob sich der Nachtwind aus einer Schlucht, der hob ihn wie Flügel aus seinem Pfad, blähte wie Segel des Wanderers Kleider und entrückte ihn ganz.

Nur mühsam vermochte der Mann sich auf Weg und Wirklichkeit zu besinnen, denn der ganze Wald schien im Wan-

del der Weihnacht. Alle Bäume hatten ein Licht aufgesteckt. Ein großes die großen, ein kleines die kleinen, und es leuchtete von all diesem Schein als reihe sich Stern zu Stern. Immer dichter wurde das Holz, immer heller der dämmernde Zauberschein, der den Mann so verwirrte. Es mutete ihm an, als wüchsen alle Bäume aus einer gewaltigen Wurzel und als wäre der ganze Wald nur ein einziger mächtiger Baum.

Da stob es heran wie mit Rossen des Sturmwind, davor sich alle Kronen beugten, und die wehenden Lichter wichen vor einem Fahrzeug, das aus der klingenden Ferne zwei dampfende Schimmel zur Stelle brachte. In dem zierlichen Wagenkasten saß eine weiße Frau, die spann einen langen silbernen Faden, und die Spindel tanzte weit unten im Grund. Aber wie eine schwere Woge am Ufer aufsteigt und stockt, so verhielten die Hufe den donnernden Lauf und der Wagen stand.

»Du kommst mir daher wie geheiß« beugte die Spinnerin sich dem Holzfäller entgegen. »Nimm schnell dein Handbeil und verkeile mir meinen Wagen. Gib acht, dass der Nagel aus bestem Kernholz ist, denn Himmel und Erde muss er mit der Nabe zusammenhalten, und wenn er bricht, zerfällt die Welt. Am kleinsten Werk hält die Ordnung der größten Dinge.«

Als bald warf der Mann die Harke von seiner Schulter, kniete nieder und betrachtete den Schaden. Der Keilbolzen am linken Rad war zerschellt, das Rad in Gefahr auszuscheren. Er blickte auf zu der vornehmen Spinnerin und sprach: »Wer schnell hilft, hilft doppelt«.

Ohne zu zögern schlug er ein kerniges Bäumchen um, hieb es zurecht, dass die Späne nur so flogen und fertigte einen kräftigen Keil daraus. Dann schlug er diesen vor die Nabe und verfestigte ihn mit aller Kunst. Zum Schluss richtete er noch die Deichsel, rückte das Pferdegeschirr zurecht, und schon rissen die Rosse an den goldenen Ketten, schnoben und brausten dahin.



»Die Späne nimm, dein Lohn steckt drin«, hörte er die Wagenlenkerin noch rufen.

Dann war alles, Frau und Wagen, in der dämmernden Lichtnacht versunken. In dem sausenden Nachtwind stäubten die Flocken vom Schnee. Der Mann nahm nun ein paar der Späne, steckte sie in seine Tasche und warf das Beil wieder über. Dann ging er heimwärts, und es ärgerte ihn ein wenig, dass ihn die vornehme Frau nur mit einem lumpigen Abfall bezahlen wollte.

Wie er der Begegnung noch nachsann, drückte ihn sein Schuh, und es schmerzte ihn etwas Kantiges an den Fersen, dass er sich schließlich auf einem Baumstumpf niederließ. Da saß er denn, zog sich die Schuhe vom Fuße und stülpte sie um. Wie er sie wieder anzog, da blinkte ein Häufchen von Spänen im Schnee. Die gleißelten im Mondlicht wie eitel Gold und wogen wohl so schwer, wie gediegene Gulden. Da erkannte der Mann an der kostbaren Löhnung, dass es Frau Holles Wagen gewesen war, den er verkeilt und gerichtet hatte. Mit frohem Mut trat er denn in die Hütte ein zu Weib und Kind, brachte die schöne Mär von Frau Holles Umfahrt und legte den Goldschatz der Frau in den Schoß.

Sie hatten es nun zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht, und was der Mann von da an in die Hände nahm, das wuchs und gedieh ihm. So war er denn inne der Weisheit, dass Himmel und Erde hängen am ehrlichen Tagwerk des Menschen.

Nun aber lebte in seiner Nachbarschaft ein reicher Bauer, der war sehr geizig und dünkte sich neun Mal klüger als andere, wie dies eben Narren so oft vermeinen. Er kreidete sich den bewußten Tag im Kalender wohl an und schlenderte im nächsten Jahr mit der Axt durch das nämliche Waldstück.

Und wieder fuhr Frau Holle daher mit ihrem Gefährt. Sie beugte sich über die Brüstung und fragte barsch den Bauern, woher er denn komme? Dem schlotterten schon lan-

ge sämtliche Glieder und er stotterte mühsam seine Sprüchlein vom Beil, vom Wagenkeil und der goldenen Löhnung.

»Ich bin selber mit Werkzeug versehen und meine Axt liegt griffbereit. Weil du aber aus Habsucht dein Beil anbietest, sollst du auch durch das Beil deinen Lohn bekommen.«

Sprach's und schlug ihm ihr Beil in seine Schulter, dass Brust und Rückgrat zusammenklappten und hinten wie vorne ein mächtiger Buckel den Wuchs zerbrach. Schon rissen die Rosse am Geschirr, und Weib und Wagen verwehten im Dunst der Ferne. Der Bauer aber trug entsetzt seine Ungestalt als Zeichen der Schuld nach Hause.

Da aber tröstete ihn sein Nachbar und sprach: »Wenn es wieder auf Weihnachten zugeht, dann bitte Frau Holle, denn sie wird nicht lange zürnen.« Und so zog er denn, nach einem Jahr, wieder am Heiligen Abend in den Wald. Da fuhr Frau Holle abermals vor, zügelte ihre Rosse, neigte sich über ihn und fragte nach seinen Geschäften.

Der Mann wies ihr seine Ungestalt und klagte sich ehrlich an, dass er durch Habgier und Aberwitz die edle Frau im vorigen Jahr aufgebracht hätte.

Da hob Frau Holle den Finger und lächelte: »Wisse, nicht mich hast du damals beleidigt, sondern dich selbst. Ich besinne mich wohl. Vor einem Jahr hieb ich mein Beil an genau dieser Stelle in einen gar groben Klotz. Der Klotz ist geblieben, der Grobian ist geschieden. So will ich das Beil denn dem Klotz entreißen.«

Kaum gesagt, so stand der Mann wieder glatt und schlank nach seiner jungen Gestalt im Wald der Frau Holle. Ehe er sich aber seines Glücks besann und seinen Dank sagen wollte, da war die Erscheinung erloschen.

Wenn auch keine goldenen Späne mehr für ihn abfallen wollten, so trug er doch das schönste Geschenk mit nach Hause: einen gesunden Körper, wie ihn Gott einst erschaffen und gewollt hatte. *Quelle: Sigrid Früh: Rauhnächte, Märchen, Brauchtum, Aberglaube, Verlag Stendel, 13. Auflage 2008. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags*